Worum geht es, lieber Autor, was ist dein Punkt? : Zum Format des wissenschaftlichen Aufsatzes und seiner Alternativen

Autor(en): **Hafner, Urs**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **29 (2022)**

Heft 1: **Publizieren in den Geisteswissenschaften : Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft = Publier en sciences humaines : passé, présent et avenir**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-981263

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Worum geht es, lieber Autor, was ist dein Punkt?

Zum Format des wissenschaftlichen Aufsatzes und seiner Alternativen

Urs Hafner

Publizieren in den Humanities heisst: Fragen stellen, Wissen bearbeiten, Erkenntnisse erzielen und teilen. Als Format für diese Operationen hat sich der Journalaufsatz etabliert und die mit ihm verwandte Monografie, nicht aber der Haiku, obschon auch er dem Alltagsverstand entgegenlaufende Einsichten vermittelt. Die Gliederung des Aufsatzes folgt Konventionen. Er umfasst Abstract (am Anfang oder Ende des Textes), Einleitung (mit Frage, Aufbau, Methode), Resultate, Analyse und Fazit, zuweilen auch noch Empirie- und Theorieteil. Der Dank gehört in die Fuss- oder Endnote. Da diese Gliederung unangefochten akzeptiert wird – für Qualifikationsarbeiten ist sie unverhandelbare Bedingung –, ist zu vermuten, die Community erachte sie als passend für ihr Arbeiten. Nur: Nach Schema F Geistesblitze auslösen oder auch nur Gewissheiten gewinnen, wie soll das bloss gehen?

Nun ist es nicht so, dass am Aufsatz nicht formal gefeilt würde. Mittlerweile beliebt ist der Einsatz von Versatzstücken des Storytellings, das Kurse für wissenschaftliches Schreiben lehren. Der fast schon standardmässige Auftakt mit dem «konkreten Beispiel» jedoch verschleiert nur, was darauf unweigerlich folgt: die langfädig-umständliche Einleitung. Meist wird nur sie gelesen, nach dem Abstract und neben dem Fazit – alle wissen das. Im Publizieren sind die Humanities ganz Science geworden: Der steigende Output wird so konfektioniert, dass er von den Konsumenten, die zuvorderst Produzentinnen sind, irgendwie noch zu bewältigen ist. Man schreibt die Texte so, dass niemand sie lesen muss, aber jeder sie rezipieren kann; zitieren und zitiert werden.

Für die Wissenschaftsgemeinde erfüllt der Aufsatz offenbar seinen Zweck; die Forschung schreitet ja weiter voran. Und doch gibt es ein Problem. Ausgerechnet die Humanities schöpfen das Potenzial der Sprache nicht aus – und sie tun es noch weniger, wenn Wissenschaftlerinnen ihre Texte in einer ihnen fremden Sprache schreiben, zum Beispiel auf Englisch. Was die Grundlage der menschlichen Kultur bildet, wird vom Aufsatz auf die nützliche, aber eindimensionale Information reduziert. Er präsentiert Forschung zwar nicht abstrahiert als Zahl und Formel (wie es die Sciences tun), aber quasi als Medienmitteilung der Hochschulkommunikation – nur, dass die Medienmitteilung den Aufsatz an Attraktivi-

tät übertrifft, weil sie Journalistinnen mit ein paar dramaturgischen Kniffen zum Lesen verführen will.

Fasst aber die Wissenschaftlerin Mut und verzichtet zum Beispiel auf die Darlegung des Aufbaus, weil die Erkenntnis des Textes sich in dessen Komposition ausdrücken soll, oder versucht sie, ihre Einsicht zu einer Pointe zu verdichten, oder bringt sie diese erst gegen Schluss, weil sie Spannung auf- und nicht abbauen will –, dann wird das Peer-Review sie unweigerlich zur Raison bringen. Es garantiert internationale Anschlussfähigkeit und disziplinären Konformismus. Der Aufsatz muss, will er ernst genommen werden, Schema F folgen. Seine Textbausteine bürgen für Wissenschaftlichkeit.

Der Psychoanalytiker Jacques Lacan sprach 1953 von der «stupiden Sprache der Liebe», die «im letzten Grad der Zuckung der Ekstase oder im Gegenteil der Routine» den Anderen mit «dem Namen eines der gewöhnlichsten Gemüse oder eines der widerwärtigsten Tiere» bezeichne (Jacques Lacan, *Namen-des-Vaters*, Wien 2013, 29). Was wollte Lacan damit sagen? Vielleicht dies: Wenn der Verliebte die Begehrte mit Blumenkohl oder Käfer anspricht, will er ihr mit der Metonymie nicht mitteilen, sie sei eines dieser Dinge oder Wesen. Der Sprache eignet viel mehr als nur die manifeste Bedeutung, die wir ihr im schnellen Lesen geben. Wenn die Humanities glauben, sie als reines Informationsvehikel handhaben zu können, verfehlen sie die Erkenntnis der Realität. Sie bleiben hinter ihren Möglichkeiten zurück.

Mit dem Aufsatz gibt es noch ein Problem: Er taugt nicht als Mittel, um das Nichtfachpublikum zu erreichen, das mehr wissen will. Der Aufsatz würde mit seinem umständlich-zeremoniellen Getue jeden Laien in die Flucht schlagen. Oft bereitet er auch den Professionellen keine Freude. Darum lesen viele als Erstes nicht das Abstract und auch nicht das Fazit, sondern die Danksagung in der ersten Fuss- oder Endnote.[1] Sie erzählt manchmal die spannendste Geschichte. Der Laie, der sich nicht blenden lässt oder sich nicht langweilen will, müsste eigentlich ausrufen: Worum geht es, liebe Autorin, was ist dein Punkt? Komm endlich zur Sache!

Vermittlungsalternativen zum Aufsatz sind die journalistisch-feuilletonistischen Genres: Essay, Glosse, Kommentar, Interview. Sie verlangen eine einfache Sprache, die zu führen alles andere als trivial ist. Mit der Vermeidung der Passivkonstruktion ist es ebenso wenig getan wie mit der Streichung der Fussnoten oder dem Griff zur Ich-Form, deren adäquater Einsatz heikel ist: Wer «Ich» sagt, schafft zwar Klarheit («Ich bin der Ansicht, diese Studie taugt nichts»), reduziert aber auch «objektive» Expertise auf seine subjektive Meinung. Das Ich gaukelt unter Umständen eine Transparenz vor, die zu schaffen nicht möglich ist.

Im guten Text steht kein Wort zu viel, und kein Satz sollte eine Floskel sein, die ersatzlos zu streichen ist. Nur leider hält einen der Aufsatz nur schon mit dem

Einstieg dazu an, erst einmal alles in Kurzform anzuführen, was man dann ausführlicher nochmals erörtern wird, bevor man es abschliessend und ausblickend nochmals sagt oder sagen würde, wenn nicht «der Rahmen gesprengt» würde, doch immerhin ist die «Forschungslücke» gefüllt. Gleiches gilt für den Essay, der an manchen Hochschulen in bester Schreibkursabsicht trainiert wird. 15000 Zeichen sollte er im Minimum umfassen, damit der Student nicht zu billig zu seinem Leistungsnachweis kommt. 15000 Zeichen sind für die Wissenschaftlerin natürlich fast nichts, sie reichen höchstens für die Darlegung von «Fragestellung und Forschungsstand». Ja, es ist viel einfacher, sich ausufernd zu äussern, als sich kurz zu fassen.

Wie der Aufsatz besitzen auch die journalistisch-feuilletonistischen Genres formale Vorgaben, die einzuhalten sind, aber sie dienen alle dem Bedürfnis der Leserin, ob sie nun Informationen vermitteln, einen Sachverhalt reflektieren oder sprachspielerisch Ideologiekritik betreiben. Die journalistischen Genres zeigen dem Aufsatz seine Schwächen. Sie plustern sich nicht auf, sie vereinfachen Sprache und nehmen sie beim Wort. Um eine gute Glosse zu schreiben, sind alle Fertigkeiten zu vergessen, die man sich für das Verfassen des Aufsatzes angeeignet hat. Witzig zu formulieren ist etwas vom Schwierigsten, Ironie pulverisiert jeden Wissenschaftsjargon.

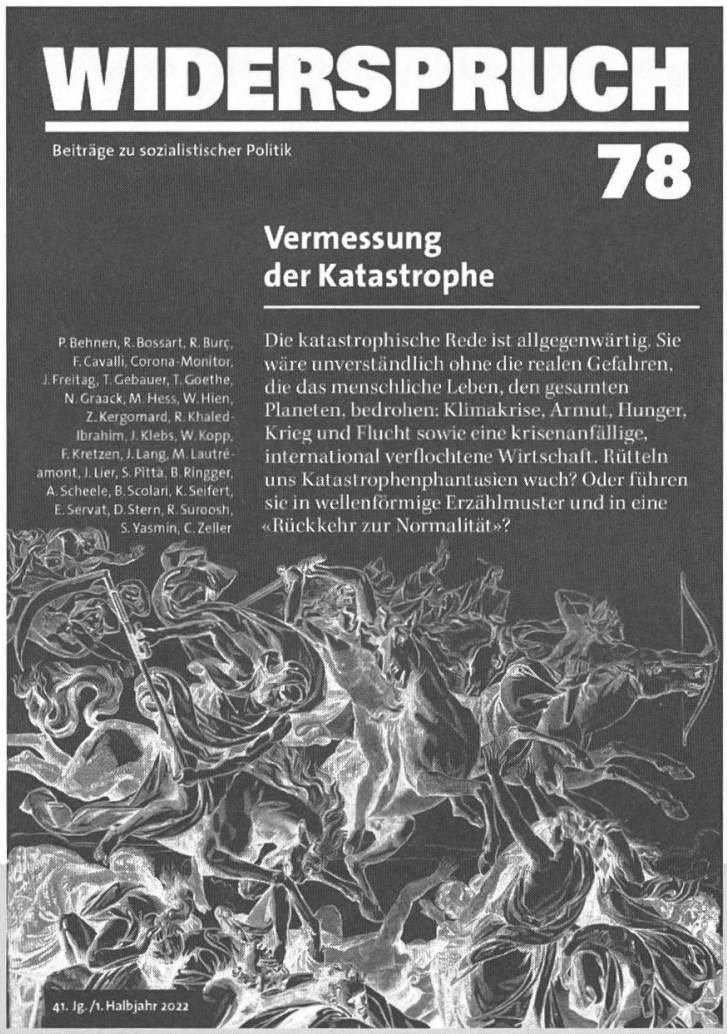
Auch der Aufsatz kann gut geschrieben sein und gelingen, aber dazu muss er seine Vorgaben unterlaufen. Der Wissenschaftler schreibt zwar keine Kommentare, aber im Kommentar beispielsweise schlummert eine Variation des Aufsatzes, die der Erkenntnis zugutekommt, weil die Autorin sich entscheiden muss. Wenn die Humanities nur brav Aufsätze schreiben, schaufeln sie sich das eigene Grab.

Anmerkungen

1 Für ihre Kommentare danke ich der *traverse*-Redaktion sowie Mirjam Janett und Caroline Arni.

Vermessung der Katastrophe

Rütteln uns Katastrophenphantasien wach? Oder führen sie in wellenförmige Erzählmuster und in eine Rückkehr zur Normalität? Entscheidend bleibt, worin investiert wird und wer darüber entscheidet.



Pandemie-Debatte

Beiräte und Autor*innen des WIDERSPRUCH nehmen Stellung zu verschiedenen Fragen.

240 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-85869-956-5

Einzelheft Fr. 25.–
Jahresabonnement (2 Hefte) Fr. 40.–
Förderabonnement (2 Hefte) Fr. 150.–
GönnerInnen mindestens Fr. 500.– pro Jahr
PC 80-56062-5

widerspruch.ch